

HEYNE <

DAS BUCH

Nach einer Reise voller Gefahren gelangen Grazia, die Gelehrtentochter aus dem Berlin des Jahres 1895, und Anshar, der Krieger aus dem bronzezeitlichen Argad, in das alte verfeindete Land Temenon. Hier sollen sie im Auftrag seines Königs Frieden schließen, um den alten Fluch abzuwenden, der beide Länder zu zerstören droht. Doch nichts ist hier wie erwartet, und als Grazia zurück nach Berlin flüchtet, bleibt Anshar keine Wahl: Er muss ihr folgen. Im Berlin der Kaiserzeit, einer Stadt voller Gefahr für einen Besucher aus einer anderen Welt, setzt sich für den stolzen Krieger und seine temperamentvolle Gefährtin das Abenteuer ihres Lebens fort ...

DIE AUTORIN

Sabine Wassermann wurde 1965 in Simmern geboren und studierte Kunst an der Städelschule in Frankfurt am Main. Das Interesse an der griechischen Sagenwelt und an der Antike brachte sie zum Schreiben. Sie lebt als Malerin und Schriftstellerin in Bad Kreuznach, wo sie 2001 mit dem Förderpreis für Kunst und Kultur ausgezeichnet wurde. Nach mehreren historischen Romanen legt sie mit *Die eiserne Welt* den zweiten phantastischen Roman nach *Das gläserne Tor* vor.

Sabine Wassermann

DIE EISERNE WELT

Roman



Originalausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Originalausgabe 06/2009
Redaktion: Angela Kuepper
Copyright © 2009 by Sabine Wassermann
Copyright © 2009 dieser Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2009
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München,
unter Verwendung eines Motivs von Lee Gibbons
Karte: Andreas Hancock
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-52340-1

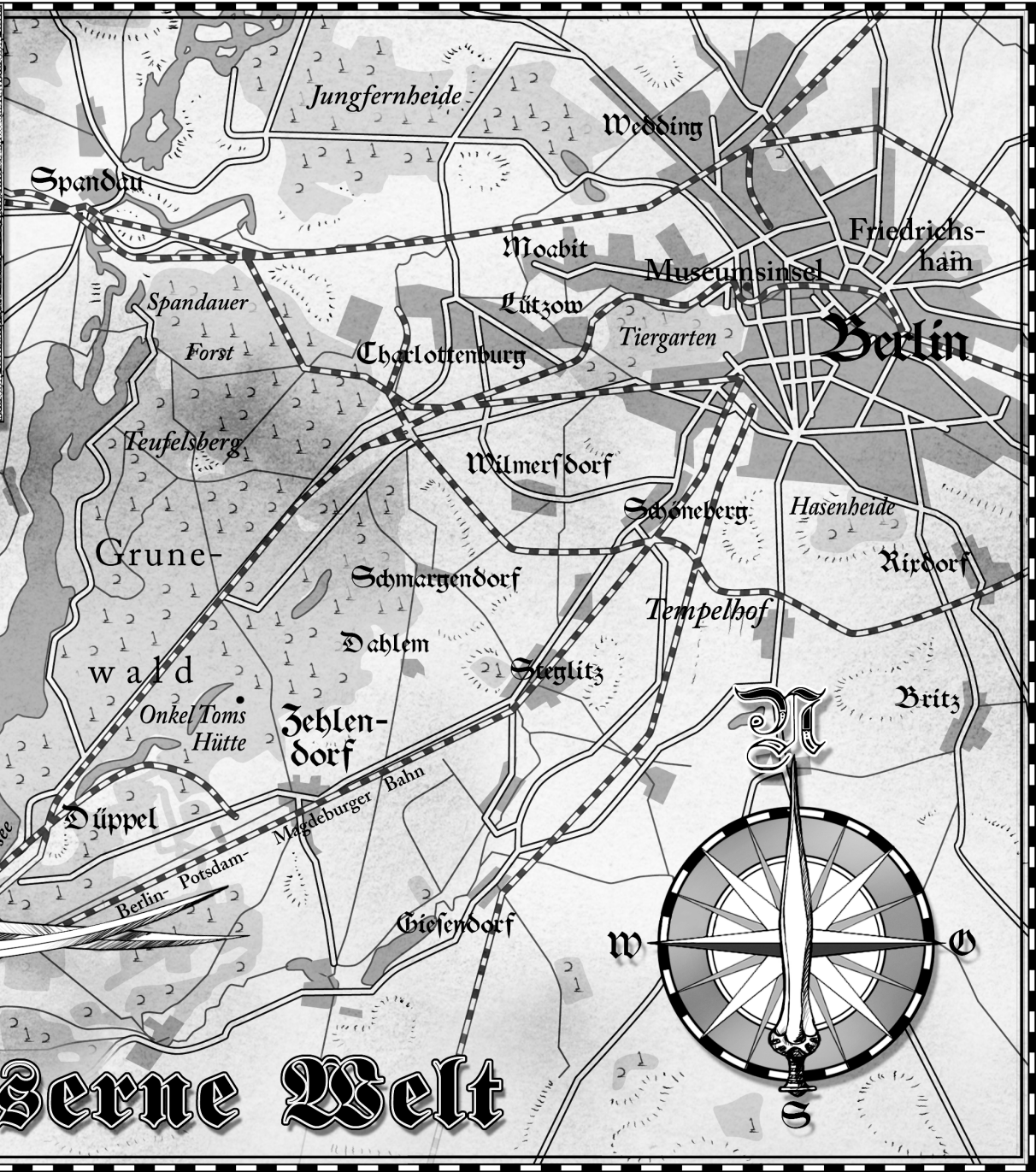
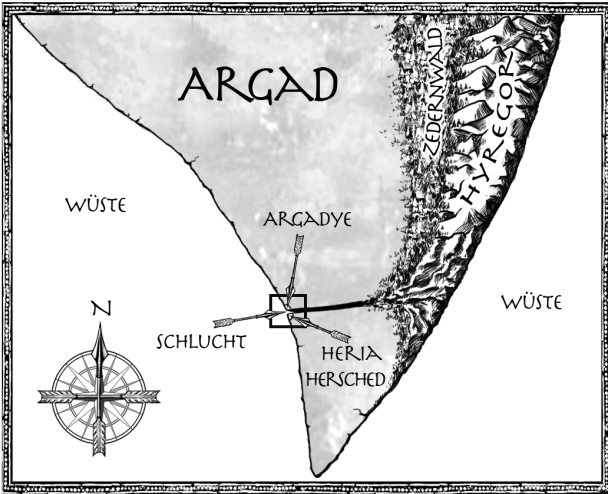
www.heyne-magische-bestseller.de

*Nein, Effi. Nach Mitternacht kann auch der Kaiser
keine Tasse Tee mehr verlangen.*

Theodor Fontane

*Nein, Meya. Nicht wir klagten über dir,
wir waren untätig und hilflos.
Es war die Tochter des Feindes, die sich erbarmte.*

Argadischer Grabgesang



Die eiserne Welt



DIE WÜSTE



Bilder marterten sie. Ein Garten, darin der Gott, gefangen in einer Wassersäule. Machtlos schlug er gegen die unsichtbare Barriere aus Luft, die *sie* geschaffen hatte. Seine Haare trieben im Wasser wie Schlingpflanzen. Das schöne Gesicht war verzerrt in verzweifelter Hilflosigkeit. Da war die rothaarige Frau, auf ihrer Gesichtshaut ein Fleckenschwarm. Kein Mensch auf der ganzen Welt sah so aus. Tränen flossen wie Sturzbäche über dieses Gesicht, schwemmten die Flecken jedoch nicht fort. Ihr Blick galt einem Mann, der, die Züge in Hass und Anstrengung verzerrt, mit seinem Schwert um sich schlug.

Ein Sklave war er. Einer, der sich herausnahm, nur dem dienen zu wollen, den er für würdig erachtete. Einer, der sich gegen seinen Herrn erhoben hatte. Ihn getötet hatte. Getötet!

»Anschar.«

Geeryu würgte den verhassten Namen zwischen den verkniffenen Lippen hervor. Sie zuckte zusammen, als sie Mallayur, ihren königlichen Geliebten, wieder sterben sah. Anschar hatte ihn in die tödliche Umarmung des Gottes geworfen. Dann hatte er auch sie töten wollen. Sie glaubte sein wirbelndes Schwert zu erblicken. Näher und näher kam Anschar, schlug ihr erst das Ohr ab und stieß die Klinge in ihre Brust.

Wie oft plagten die Erinnerungen sie in ihren Träumen? Tausende Male.

Sie warf den Kopf zurück und riss den Mund auf. Aufbäu-

men wollte sie sich, konnte aber nur die Schultern heben. Ihre Brust war ein Gebiet, so groß wie eine Schlucht, in der nichts als Schmerz hauste. Kraftlos sank sie zurück auf eine Matte. Unter den Fingern erspürte sie grobes Grasgeflecht.

Ein Licht flammte auf.

»Sie hat etwas gesagt«, flüsterte jemand. Ein Mensch. »Dank sei dem Götterpaar, nach all der Zeit hat sie endlich etwas gesagt. Das Vogelopfer an Inar und Hinarsya war nicht umsonst.«

Füße tappten heran, und Licht schimmerte durch Geeryus geschlossene Lider. Sie zwang sich, sie einen Spalt weit zu öffnen. Eine schwielige, dicht behaarte Hand hielt ein Öllämpchen. Ein so kleines, gänzlich schmuckloses Tongefäß besaßen nur arme Leute. Das Öl darin musste die Abende mehrerer Zehnttage erhellen. Wo, bei der Dreiheit, war sie?

Das Flämmchen zuckte dicht vor ihren Augen.

»Hab keine Angst, Frau. Wie heißt du, woher kommst du? Sag's nur, vertrau mir, ich laufe gleich los, deinen Angehörigen zu sagen, wo du bist. Ich heiße Iriashed, bin Grasmatzenflechter. Ich war in der Stadt, als eine Feuersbrunst ausbrach. Die Menschen rannten wie toll umher. Ich auch. Dabei bin ich über dich gestolpert. Hast in einem Gebüsch gelegen, es hatte schon Feuer gefangen. Ich hab dich auf meinen Karren geladen und hergeschleppt. Ich stelle die Lampe hier an deine Seite, ja? Wenn du willst, lasse ich sie die ganze Nacht brennen.«

Die Worte prasselten auf sie hernieder. Sie wünschte sich, der Mensch würde sein Geplapper mäßigen. Mühsam drehte sie den Kopf, sah durch den Lidspalt die kugelförmige Tonlampe auf einem Tischchen neben sich. Das Flämmchen erhellte schmutzige Wände, mit bröckelndem, ockerfarbenem Verputz und grob ausgeführten Malereien, als habe ein Kind sich daran versucht. Rußige Deckenbalken, darüber ein Ge-

flecht aus Matten. »Wo ...«, hauchte sie. Was aus ihrer Kehle kam, war nur ein Krächzen, das sie alle Willenskraft kostete.

»Du bist hier in einem Dorf eine halbe Tagesreise von Heria entfernt.«

»Heria ...«

»Die Hauptstadt von Hersched. Weißt du's nicht? Hast du dein Gedächtnis verloren?« Er hatte sich abgewandt und befragte ein Wandbord, auf dem Krüge mit gesprungenen Rändern standen. Auch seine Unterarme waren pelzig, doch die Schultern glatt wie die eines Knaben. Den krummen Rücken bedeckte ein Hemd, das Jahrzehnte alt sein mochte. Sein Hüfttuch war am Hintern fleckig und stank.

Sie begriff das Gehörte kaum. Zu ungewohnt war ihr die Stimme eines Menschen. Und zu groß die Qual in ihrer Brust.

»Ich ... will ... ich ... will.«

»Ja? Was?«

»Ich will – *atmen!*«

»Du atmest doch. Merkst du das nicht? Ich seh's ja. Dem Arzt, der dich vernähte, war es ein Rätsel, wie jemand mit so einer Verletzung atmen und überhaupt noch leben kann. Aber du tust es. Du tust es seit fünf Monaten. So lange liegst du schon hier.«

Sie gemahnte sich, nicht zu sehr auf den Schmerz zu achten. Ihre Gedanken tasteten ihren Körper ab. Glitten hinab, erspürten den Brustkorb, zwangen ihn, sich weiter zu bewegen. Was tiefer war, Becken, Beine, Füße, lag wie tot. In den Armen war Leben, die Finger beugten und streckten sich. Quälend langsam hob sie die Hand, brachte sie vor die Augen und ließ sie auf die Brust sacken. Dort lag ein Tuch. Sie schob es herunter. Dann ein weiteres Tuch, das stramm saß, als sei es fest um ihren Körper gewickelt. Es gelang ihr, es so weit zu lockern, dass sie die Finger darunterschieben konnte.

Es überraschte sie, zwischen ihren Brüsten nur eine kleine,

wulstige Narbe vorzufinden. Den Schmerzen nach hatte sie geglaubt, es müsse alles offen sein, so dass sie die Finger in das Blut des schlagenden Herzens hätte tauchen können. Ihre Nägel, sauber gestutzt, kratzten über die Haut.

Wie mochte es darunter aussehen? Warum konnte sie ihren Leib von der Brust abwärts nicht bewegen? Unrettbar schien das Schwert etwas zerstört zu haben, und dass sie daran nicht gestorben war, verdankte sie gewiss ihrer Abstammung. Es musste so sein. Was sie atmen ließ, war nicht ihre beschädigte Lunge. Es war die Kraft des göttlichen Vaters in ihr. Die Kraft, die sie monatelang in den Schlaf versetzen konnte, um eine derartige Verletzung zu überstehen. Jahrelang, wenn es sein musste. Viel Zeit ihres langen Lebens hatte sie in irgendwelchen Verstecken im Dämmer Schlaf zugebracht, wenn sie die Gegenwart sterblicher Menschen nicht mehr ertragen hatte. Fünf Monate waren nichts.

Geeryu tat weit den Mund auf und erkämpfte sich weitere Atemzüge. In ihrem Innern rasselte es. Weiter, ermahnte sie sich. Weiter.

»Siehst du? Du atmest«, sagte der Mann. Er nahm einen Krug vom Bord und trug ihn an den Tisch. Von der Öffnung zog er einen Papierstreifen. Saurer Weingeruch stieg herauf. »Das stärkt dich.« Er füllte einen schmalen Becher und hielt ihn ihr an die Lippen. Geeryu tat nichts, es ihm leichter zu machen, öffnete nicht den Mund, schluckte nicht. Einige Tropfen rannen über ihre Zunge, das meiste über ihre Wangen. Als der Wein ihr linkes Ohr traf, zischte sie beißenden Ärger hinaus. Den Mann schien es nicht zu kümmern.

»Du hast in all der Zeit kein einziges Mal die Augen aufgemacht«, sagte er. »Ich war in der Stadt, habe Leute gefragt, ob eine schöne, schwarzhaarige Frau vermisst wird, aber alle haben nur die Köpfe geschüttelt. Sogar im Palast wollte ich fragen, denn du siehst wie eine edle Frau aus, aber ich wurde

abgewiesen. Die sind dort noch alle damit beschäftigt, dem Durcheinander Herr zu werden, das der Tod des Königs und das Feuer hinterlassen haben. Aber ich werde dir helfen, in dein Zuhause zurückzufinden, wo immer das ist. Die abwesenden Götter schauen immer noch mit Wohlgefallen herab, wenn man einem in der Not beisteht, das glaube ich ganz sicher. Aber es wäre gut, wenn du dich auf deinen Namen besinnst!«

»Schst! Wie soll sie bei deinem Gerede einen klaren Gedanken fassen?« Eine Frau erschien an seiner Seite, mit mageren Gliedmaßen und einem breiten Rumpf, der an die Vorratsgefäße im Palastkeller erinnerte. Mit dem Ellbogen drückte sie den Mann beiseite. »So pass doch auf. Was musst du ihr gleich Wein geben? Flöße ihr wie gehabt Wasser und Suppe ein.«

»Meinst du?«

»Gewiss. Sie ist doch noch gar nicht ganz wach. Nicht einmal die Augen hat sie richtig offen.«

Der Geruch fauliger Zähne schlug Geeryu entgegen. Zwischen den Wimpern hindurch sah sie ein faltiges Gesicht sich nähern. Der Blick der Frau war misstrauisch. »Hörst du mich?«, fragte sie.

Geeryu antwortete nicht.

»Irgendwie war sie mir geheurer, als sie noch schlief ...«

»Ich glaube, wir sollten sie wach halten«, sagte der Mann. »Sonst dämmert sie uns vielleicht wieder für eine lange Zeit weg. Und stirbt dann doch?«

Die Frau schnaufte. »Mag sein. Woher sollen wir wissen, was das Richtige ist?«

Er schob sie weg und drückte einen kühlen, schmeichelnden Gegenstand in Geeryus Hand. »Hier, es hatte sich in deinem Gewand verfangen. Ich dachte mir, dass das schöne Stück dir gehört, weil ...« Er klang verlegen, als zögere er,

das Unglück in Worte zu fassen. »Weil dein Ohr abgeschlagen ist.«

Ihre Nägel kratzten über die geflügelten Fabelwesen, deren Köpfe einander zugewandt waren, fuhren den geriffelten Reif entlang, der ihre Leiber einte. Sie hatte Mallayur gefragt, was für Wesen es waren, aber der hatte es auch nicht gewusst. Aber schön, ja, schön war der Ohrring. Keine Frau im Palast hatte solch fremdartigen Schmuck besessen. Sie ertastete das Kettchen, erinnerte sich daran, wie Mallayur es über ihre Ohrmuschel gehängt und den Reif gerichtet, zufrieden gegrunt und sie geküsst hatte. Ein Beutestück.

Wie hässlich war sie jetzt ... Abgeschlagen. *Abgeschlagen*.

»Mallayur ...« Ihre Finger umschlossen den Ohrring so fest, dass sie schmerzten. Mallayur, der König von Hersched und Bruder des so viel mächtigeren Königs von Argad. Der kleine, schwache Mallayur, der all das nicht gewesen war, was der gewaltige Madyur verkörperte, und darunter so sehr gelitten hatte. Auf ihre Weise hatte sie ihn geliebt.

»Wir hätten das Geschmeide verkaufen sollen«, murmelte die Frau. »Es hätte uns ein paar Jahre ernähren können.«

»Und ich sage dir, dass das nicht recht wär', Weib! Wir sind ehrliche Leute.«

»Es wäre auch ihr zugute gekommen. Der Arzt könnte sagen, was wir jetzt mit ihr machen sollen, ob sie weiter-schlafen oder wach bleiben muss. Wenn wir ihn bezahlen könnten.«

»Der wird das auch nicht wissen.«

Geeryu fragte sich, wie die rothaarige Frau, Anschars Gefährtin, wohl hieß. Sie konnte sich nicht auf den Namen besinnen. Aus einer fernen Welt war sie gekommen, so hatte man es sich im Palast erzählt. Auch sie besaß eine erstaunliche, göttliche Kraft: Sie konnte Wasser aus dem Nichts erschaffen. Eine Nihaye sei sie gewesen, so wie sie, Geeryu.

Aber den Worten zufolge, die Mallayur aus ihr herausgepresst hatte, war sie keine Halbgöttin. Konnte das wahr sein? Wenn sie keine war, hatte der Wassergott ihr dennoch die Kraft gegeben. Wenn sie eine war – war es einerlei! Denn was hatte sie bewirkt, außer mit Wasser um sich zu spritzen? Ohne den Mann, den Sklaven, wäre sie gescheitert, wie Wassertropfen an einem Steinwall scheitern mussten. Anshar trug die Schuld, dachte Geeryu, bebend vor Schmach und Schmerzen. Er war die Gefahr, er hatte das Schwert in ihrer Brust versenkt. Er hatte ihre göttliche Kraft, die Beherrschung der Luft, besiegt.

Du hättest lernen sollen, damit zu kämpfen. Seine höhnischen Worte, prall mit Triumph gefüllt, steckten noch in ihrem zerschundenen Ohr. Geeryu zog die Lippen zurück und presste einen wütenden Laut durch die Zähne.

»Hast du Schmerzen?«, fragte der Mann. »Sie hat bestimmt welche. Es wäre besser für sie, wenn sie weiterschläft.«

»Sie kann doch nicht ewig hier liegen!«

»Hast du nicht eben gesagt, du sähest sie lieber wieder schlafend?«

»Ich sähe sie am liebsten endlich aus dem Haus.«

Die Frau hatte die Stimme gesenkt. Diese Menschen! Ihr Gerede war wie ein klebriger Stoff, der die Ohren verstopfte. »Haltet ... den ... Mund«, krächzte Geeryu.

»Was hast du gesagt? O Hinarsya!« Eine faltige Hand mit schwarz umrandeten Nägeln klatschte auf die Schulter des Mannes und rüttelte sie. »Ihre Augen!«

»Die sind ja wie aus Silber. So etwas habe ich in meinem ganzen Leben nicht gesehen.«

»Es sieht grässlich aus. Ist das wirklich ein Mensch, den wir da im Haus haben?«

»Kein Mensch hat silberne Augen.«

»Lass sie uns hinaustragen!«

Geeryu blickte in die erschrockenen Gesichter der Menschen. Beide waren an die Wand zurückgewichen. Die Frau entblößte ihre Zähne. Sie würde weiterplappern. Sie würde niemals aufhören. Geeryu stellte sich vor, wie eine unsichtbare Faust aus Luft gegen den Schlund mit diesen scheußlichen Zähnen schlug und ihn schloss. Sie mühte sich ab, dem Gedanken Taten folgen zu lassen. Es fiel ihr schwer. Nun, ihre göttliche Gabe war geschwächt; so war es immer, wenn sie lange geschlafen hatte. Dicht neben dem Kopf der Frau schlug mit einem leisen Knall ein Stück Verputz heraus. Die Frau zuckte zusammen.

»Was war das?«, flüsterte sie wie erstarrt und tastete nach der Hand ihres Mannes. »Ihr Götter, wie sie starrt. Ach, Iriashed, hättest du es bloß bleiben lassen, sie uns ins Haus zu schaffen.«

Geeryu betrachtete einen der Krüge auf dem Wandbord. Ihre Gedanken formten eine Hand aus Luft, die ihn nach vorne schob. Beide, Mann und Frau, legten die Stirnen in Falten, als ihre Blicke sich hoben. Der Krug verlor das Gleichgewicht und schlug auf den Kopf der Frau. Sie riss die Hände hoch und kreischte. Aus einer Schnittwunde floss Blut, vermischte sich mit dem austretenden Wein. Sie taumelte, packte die Schultern des Mannes, der sie festhalten wollte, und sackte gemeinsam mit ihm auf die Knie. Endlich schwieg sie. Geeryu schlug die Handflächen auf die Pritsche unter sich. Der Ohrring fiel klirrend zu Boden. Mit aller Willensanstrengung zwang sie einen Luftkeil unter ihren Rücken, der sie wie eine steife Puppe anhob. Der Schweiß brach ihr aus allen Poren. Zu schwer, zu schwer! Mit einem Knall zerbarst der Keil, und sie sackte wieder zurück.

Wütend keuchte Geeryu. In ihrem Brustkorb rasselte es eigenartig. Sie bemerkte, dass die Frau in den Armen ihres Mannes ohnmächtig wurde. Nun, da das Weib schwieg,

schien der Grasmattenflechter entschlossen, an ihrer statt weiterzureden. Seine Lippen öffneten und schlossen sich, und er brabbelte Worte der Angst.

»Bitte, tu uns nichts«, bettelte er. »Wir haben dir doch geholfen.«

Du hättest lernen sollen, damit zu kämpfen ... Die Worte schnitten in Geeryus verwundeten Stolz; sie konnte sie nicht aus dem Gedächtnis verbannen. Sie würde es lernen! Ihr Blick wanderte zur Balkendecke hinauf. »Ich werde es lernen ... lernen ...«, presste sie zwischen den zusammengepressten Zähnen hervor. Einer der Balken bewegte sich. Fingerbreit um Fingerbreit schob er sich vom Mauerwerk fort, ins Zimmer hinein. Geeryu blähte vor Anstrengung die Backen; in ihren Schläfen pochte das Blut. Der Mann hatte den Kopf in den Nacken gelegt und die Augen aufgerissen. Er zuckte, als kämpfte er verzweifelt dagegen an, dass sich seine Muskeln in Wasser verwandelten. Seine Finger kneteten die Schultern der Frau.

»Nein, bitte«, weinte er. »So lass uns doch leben!«

Der Balken schlug nieder. Sein Schädel barst.

Geeryu drehte den Kopf weg und verschnaufte. O ja, sie war imstande zu lernen. Aber das triumphale Gefühl, dieses schwere Stück Holz unter ihren Willen gezwungen zu haben, schwand schnell. Sie hustete, kämpfte gegen Übelkeit an. Was half ihr diese Macht, wenn sie hier lag, vom Brustkorb an gelähmt? Anschar trug die Schuld! Er und sein Weib!

»Vater«, flüsterte sie. »Vater, wenn du mich je geliebt hast, dann komm her. Komm her und sieh dir mein Leid an!«

Jahrzehnte mochte es her sein, dass sie Nihayem, den Beherrscher der Luft, den Dritten der Dreiheit, zuletzt gerufen hatte. Würde er sie hören?

Unentwegt erlebte sie sein Erscheinen, während der Körper des Grasmattenflechters auf ewig erschlaffte, seine

Frau erwachte und sich in den Wahnsinn und zurück in die Ohnmacht schrie, während das Öl in der Lampe erlosch und Dunkelheit das schäbige Haus erfüllte. Da, ein Lufthauch. Geeryu lächelte. Wind strich um ihre Arme, ihre Brust, ihre Wangen. Vor ihren Augen verdichtete sich die Luft zu einem schleierfeinen Gesicht: das Gesicht eines jungen, schönen Mannes.

»Vater! Hilf mir.«

Die nur schwach erkennbaren Züge wirkten mitleidig. *Tochter. Ich kann dir nicht helfen, dieses irdische Leben zu ertragen. Es tut mir leid.*

»Du kannst mich nicht heilen?«

Hätte ich es dann nicht längst getan? Ich beherrsche die Luft, so wie meine Brüder Wasser und Erde beherrschen. Nichts anderes. Das solltest du wissen. Ich kann dich atmen lassen. Aber nicht heilen.

Ja, sie wusste es. Die Götter der Dreiheit vermochten mit denen ihnen zugewiesenen Elementen ganze Landstriche zu verwüsten, aber darüber hinaus waren sie schwach. Mitunter schwächer als ihre sterblichen Kinder, die sie gelegentlich mit sterblichen Frauen zeugten. Hätte sie sonst den Gott des Wassers in ihre Luftsäule zwingen können? Aber dieser war der schwächste von allen; sie hatte gehofft, ihr Vater vermöge mehr.

Was ich kann, will ich tun.

»Dann töte den, der mir das angetan hat.«

Anschar ... Er ist nicht mehr in Argad, weißt du das nicht? Nein, wie könntest du es wissen? Der König hat ihm mit seiner Gefährtin und einigen Wüstenmännern ausgeschickt, das Unmögliche möglich zu machen und das Land Temenon zu finden.

»Temenon ...?«, wisperte sie.

Temenon, das Land des alten Feindes, das von Argad vor Hunderten von Jahren bekriegt worden war. Erinnere dich!

Es tat weh, all diese Gedanken aus ihrem verschütteten Innern zu holen. Aber ja, sie erinnerte sich. Inar und Hinarsya, das göttliche Paar, die Beherrscher allen Lebens, aller Götter, aller Länder, hatten die kriegerische Gewalt Argads nicht länger mit ansehen wollen und die Welt mit dem Fluch der Trockenheit überzogen. Sie hatten Nihayems Bruder, den Gott des Wassers, gefangen gesetzt und ihm seinen Namen genommen. Das Meer war gesunken, hatte sich in eine Wüste verwandelt und die Feinde voneinander getrennt. Aber Argad und Temenon hatten keinen Frieden miteinander.

»Das bedeutet«, flüsterte sie. »Es bedeutet ... ah.« Nachdenken fiel ihr noch so schwer. »Sie sind in der Wüste. Vielleicht hat der Sand sie ja schon unter sich begraben. Wenn nicht, hole das nach. Räche mich.«

Widerwillig verzog er das schemenhafte Gesicht. *Aber es ist wichtig, dass sie nach Temenon gelangen und die Hand zum Frieden reichen. Das Überleben dieser Welt hängt davon ab.*

»Wichtig?«, schrie sie ihm mit aller Kraft entgegen. »Ihr Götter seid in andere Welten übergewechselt! Ihr habt diese doch längst ihrem trockenen Schicksal überlassen! Was schert sie euch noch?« Sie begann zu wimmern. »Du hast gesagt, was du kannst, willst du tun.«

Unwillig senkte er den Kopf. *Dies eine Mal. Aber bitte mich nie wieder.*

Er verschwand, sie war allein. Allein mit sich und ihrer Qual. Ewig würde sie brauchen, um sich von hier fortzuschaffen, irgendwohin, wo sie ihre Wunden auf weicheren Lagern als diesem lecken konnte. Wo die Erinnerungen vielleicht verblassten. Wieder sah sie ihren Geliebten Mallayur tot ins Gras sinken. Wieder sah sie, wie Anschar sein Weib rettete und aus dem brennenden Palast trug. Wie war ihr Name? Geeryu konnte sich nicht auf ihn besinnen.

»Grazia!« Anshars Stimme donnerte über den Dünenkamm.
»Entferne dich nicht zu weit, hier hast du dich schneller verirrt, als du dein Beinkleid wieder hochziehen kannst!«

Grazia rollte die Augen. Manchmal hatte er einfach kein Benehmen. »Ich passe schon auf«, rief sie über die Schulter zurück. Rasch rollte sie ihr vielfach geflicktes Beinkleid hinunter und ging in die Hocke. Er hatte ja Recht, von dieser Seite der Sanddüne kam sie sich vor, als sei sie allein auf der Welt. Vor ihr breitete sich eine wellenförmige, ockerfarbene Landschaft aus, in der nichts als verirrte Windböen und kräuselnder Sand zu leben schienen. Dürre Grashalme knisterten. Sie lauschte auf die Geräusche aus dem Lager. Die sechs Wüstenmenschen, allesamt Sklaven, die Anshar ausgewählt hatte, ihm auf der Suche nach Temenon zu helfen, scherzten miteinander. Die Stimmung war gelöst; auch nach dieser langen Zeit der Wanderschaft ertrugen sie gelassen Sand und Hitze, während Anshar fluchte und sie selbst jammerte. Sie, eine wohlgezogene Frau aus gutem Hause, mitten in einer endlosen Wüste! Tag um Tag verstrich; aber der Augenblick, an dem sie glauben konnte, dass dies alles wirklich geschah, dass sie dies alles wirklich tat, wollte einfach nicht kommen.

Unter ihr plätscherte es. Ein großer, schwarz glänzender Käfer bohrte sich zwischen ihren Beinen aus dem nassen Sand. Vor Schreck fiel sie hintenüber. Hastig rappelte sie sich auf, richtete ihre Kleidung, ein dünnes Wüstengewand, darüber ein Kapuzenmantel, der vor der Sonne schützte, und kämpfte sich die Düne hinauf. Im Schutz des aufgespannten Sonnensegels wirkte Anshar wie ein Schatten, wie er da stand, die Arme verschränkt, den Blick ihr zugewandt. Auch er trug einen zerschlissenen Mantel, während die Sklaven mit bloßen Schultern auf den Decken saßen. Ralaod, die Wüstenfrau, lag neben einem von ihnen, den Kopf auf seinen Schen-

kel gebettet. Grazia rannte storchbeinig in ihren mit Sand gefüllten Sandalen den Abhang hinunter und sackte auf eine der Decken. Als sie sich mühte, mit den Fingern den Sand aus den Schuhen zu bekommen, war Ralaod bei ihr, schnürte die Sandalen auf und entfernte sorgfältig jedes Körnchen.

»Wovor bist du denn geflohen, Herrin?«

»Vor einem Käfer.«

Parrad presste die Lippen zusammen, sichtlich darum bemüht, nicht loszulachen. Andernfalls hätte es ihm eine Rüge seines Herrn eingebracht. Der bärtige Wüstenmann steckte die Nase wieder in eine der Zeitschriften, die Grazia von daheim mitgebracht hatte. Auch die anderen reckten die Köpfe, um die Ungeheuerlichkeiten der fernen Welt zu betrachten. Eine Bö ließ die Seiten auffliegen. »Sei vorsichtig damit«, drohte Anshar hinter ihm. »Wenn du ihre Sachen beschädigst, reiße ich dir den Bart heraus.«

Parrad krümmte sich, als halte er das für möglich, wenn nicht gar wahrscheinlich. »Herrin, tragen in deiner Welt die Frauen wirklich solche ... Dinge?« In seiner Stimme schwang abergläubische Furcht. So lange waren sie schon unterwegs, und nun erst hatte er es gewagt, die Zeitschriften anzufassen.

»Natürlich«, erwiderte Grazia. »Bei uns gilt das als schön.«

»Schön?« Der Wüstenmann hob den *Bazar* und deutete auf die Zeichnung einer Frau in einem stattlichen Ballkleid mit Puffärmeln und einem Glockenrock, den sie wie eine Schleppe hinter sich herzog. Aus jeder Naht quollen Bändchen und Volants. »Die Frauen sehen aus wie mit Zierrat versehene Tongefäße. Wenn ich mir vorstelle, meine drei Frauen trügen so etwas, ich müsste sie ja ständig herumschieben, weil sie sich nicht mehr bewegen können.«

»Waren's nicht fünf Frauen?«, fragte Anshar, während er Grazia mit belustigt erhobenen Brauen ansah. Sie biss sich auf

die lächelnden Lippen, weil sie es so sehr genoss, einen Blick mit ihm zu tauschen. »Und achtundzwanzig Kinder?«

»Drei und achtzehn! Aber, Herr, du hörst ja nie zu, wenn ich von ihnen erzähle.«

»Weil meine Ohren von deinem Gerede ständig verstopft sind. Deine Frauen dürften froh sein, dass du weit fort bist. Aber sieh dir dies an.« Anshar beugte sich vor, blätterte über Parrads Schulter hinweg und deutete auf ein Bild. Parrad schnappte nach Luft.

»Beim Atem des Herrn des Windes!« Ihm stand der Mund offen, wie auch den anderen, die ihre Körper anspannten, als wollten sie angesichts von Dämonen und Zauberei flüchten. »Herrin, in deiner Welt laufen die Frauen mit Vögeln auf den Köpfen herum?«

»Ja, durchaus«, erwiderte Grazia. Es war eine Eule, und das war ihr nun doch ein wenig peinlich. »Man kann auf einem Hut so vieles tragen. Ich fand Federn allerdings immer ausreichend.«

Ein heftiger Windstoß wehte Sand heran. Parrad beeilte sich, ihn aus der Zeitschrift zu schütteln und sie Anshar zurückzugeben. Der rollte sie zusammen und sah sich besorgt um. Überall begann der Sand in die Höhe zu stieben. Die sechs aneinandergebundenen Sturhörner schüttelten sich unruhig. »Packt alles zusammen«, befahl er und deutete voraus. »Dort vorne ist eine Felsenkette, da sollten wir sein, wenn es schlimmer wird.«

Augenblicklich waren die Sklaven auf den Füßen, der Sonnenschutz abgebaut. Ralaod half Grazia, die Sandalen überzustreifen und festzuschnüren. Grazia mühte sich, die Decken zusammenzulegen, ein schwieriges Unterfangen. Ständig hatte sie ihre Haare im Gesicht, und der Wind zerrte an ihrer Kleidung. Aus dem Augenwinkel sah sie, wie Anshar die Zeitschrift in eine Satteltasche zu stecken versuchte und

ein besonders heftiger Windstoß sie ihm aus der Hand riss. Bedauernd sah Grazia dem davonflatternden Erinnerungstück nach. Der düstere Horizont ließ sie die Zeitschrift jedoch vergessen. Ein ockerfarbenes Band waberte über den Dünen. Schwaden rötlichen Sandes pflügten durch den Himmel und verdüsterten die Sonne.

Anshar kämpfte mit der lebendig gewordenen Kapuze seines Mantels. »Beeilt euch!«, schrie er und streckte eine Hand nach Grazia aus. Erleichtert ergriff sie sie, denn jeder Schritt fiel ihr schwer. Halb zog er, halb schob er sie auf eines der unruhig an den Fesseln zerrenden Reittiere zu. Das Sturhorn war so groß, dass sie sich jedes Mal fragte, wie sie hinaufgelangen sollte; und jedes Mal geschah es mit Anshars Hilfe schneller, als sie es sich versah. Er hob sie an der Taille hoch und streifte ihr die herumflatternde Fußschlaufe über die Zehen. Dann war sie oben und kroch in das Grasgeflecht ihrer überdachten Sänfte. Es war ein riesiger Korb, an den sie sich in all den endlosen Tagen gewöhnt hatte und in dem auch Ralaod ihren Platz fand. Ihr Gefährte Oream schwang sich in den Sattel und ergriff eine Peitsche, die er auf den ledrigen, mit Fellbüscheln durchsetzten Hals des Sturhorns niedersausen ließ. Es warf den büffelähnlichen Kopf hoch, stieß ein Schnauben aus, das die Nüsternhaare fliegen ließ, und machte einen Satz nach vorn. Auch die anderen Tiere preschten los.

Grazia kroch tief in ihre Sänfte und klammerte die Finger ins Geflecht. Ralaod, die im Schneidersitz neben ihr hockte, glich die stürmischen Bewegungen mit geschmeidigem Schaukeln aus. »Da, wo ich herkomme, erlebt man selten einen Sandsturm«, sagte sie mit zahnfühlendem Lächeln, als kümmere sie nicht, dass einer hinter ihnen war. »Oream aber«, sie nickte in Richtung ihres Gefährten, der mühelos das Tier beherrschte, »der kennt das.«

»Ja«, rief er über die Schulter. Der Wind ballte seinen rasch übergeworfenen Burnus. »Das ist nicht schlimm, man darf nur nicht den Sandgeistern verächtlich ins Gesicht lachen, sonst hat man ihren Sand zwischen den Zähnen. Ah, Parrad hat wieder Schwierigkeiten.«

Der bärtige Ältere war kein guter Reiter. Sein Sturhorn bockte, so dass all die Packen und Pakete, die an den Seiten herunterbaumelten, durcheinandergerieten.

»Bei Inar, Parrad!«, rief Anschar. Er lenkte sein Sturhorn zurück neben Parrads und ließ die Peitsche knallen, damit das Tier sich in Bewegung setzte. »Ich sollte dich in die Sänfte stecken und Grazia dein Tier führen lassen.«

»Ich kann das Biest nicht leiden«, schnaufte der Wüstenmann mit hochrotem Kopf.

»Und es dich verständlicherweise auch nicht.« Der Rest ihres Wortwechsels ging im Pfeifen des Windes unter. Anschar schlug ihm auf die Schulter, dann kam er näher an Oreams Tier. Als er Grazia sah, runzelte er besorgt die Stirn. Auch ihr schlug das Herz bis zum Hals, als sie daran dachte, dass der Sturm sie hätte überraschen können, als sie noch auf der anderen Seite der Düne gewesen war.

Bald darauf hatten sie die Felsenkette erreicht. Es war eine senkrecht aufragende Wand, ein paar Meter hoch und von wenigen Vorsprüngen unterbrochen.

Oream zügelte das Sturhorn. Auch die anderen drängten ihre Tiere dicht an die Wand und sprangen ab. Grazia war froh, dass die Schaukelei ein Ende hatte. Erstaunt bemerkte sie, dass auch der Wind nicht mehr an dem Geflecht rüttelte.

»Der Sturm pfeift nur noch in meinen Ohren«, sagte Ra-laod. »Hat sich gelegt, als hätte er es sich anders überlegt.«

Die Männer sahen sich um. »Sandgeister waren das«, murmelte Parrad in seinen Bart. »Manchmal laufen sie hinter

einem her, heißt es, und plötzlich sind sie weg.« Er deutete in die Richtung, aus der sie gekommen waren. Seine Augen weiteten sich vor Schreck. »Dort! Seht ihr das?«

Eine mannshohe Sandspirale tanzte über den felsigen Grund. »Das ist doch nur der Wind«, sagte Anschar.

»Es ist kein Wind mehr da«, flüsterte Parrad. »Das ist ein Sandgeist, ein Begleiter des Herrn der Winde. Er ist auf irgendetwas zornig und wird sich rächen. Und dann ...«

»Spar dir deine Schauergeschichten auf, denn wie es aussieht, kannst du sie am Feuer in einer Höhle zum Besten geben; das dürfte etwas gemütlicher sein, als hier herumzustehen.« Anschar stand in einer Öffnung, unten breit und nach oben spitz zulaufend, wie ein kleines Kirchenportal. »Den Göttern sei Dank, etwas Besseres hätten wir kaum finden können. Wir können sogar die Tiere hinunterschaffen.«

Grazia rutschte aus der Sänfte und tastete mit der Fußspitze nach der Schlaufe. Ein Sturhorn ohne Hilfe zu besteigen, war und blieb undenkbar, aber wenigstens hinab schaffte sie es. Dass dabei ihr Wüstengewand bis zu den Knien hochrutschte, hatte sie hinzunehmen gelernt. Anschar war ohnehin der Einzige, der hinsah; die Wüstenmänner fanden entblößte Unterschenkel nicht bemerkenswert. Alle machten sich daran, das Gepäck abzuladen, denn der Eingang war so eben breit genug, dass die Tiere hindurchpassten. Auch die Sänfte musste heruntergezogen werden. Grazia klemmte ihren Koffer unter den Arm, raffte Taschen und zusammengerollte Decken und Felle zusammen und tapste den Männern und den unwillig brummenden Tieren hinterher in die Höhle. Unmittelbar hinter dem Eingang entdeckte sie den Zugang zu einer weiteren Kammer. Kurzerhand trug sie ihre Sachen dort hinein, denn der kleine Raum wirkte wesentlich heimeliger als das düstere Gewölbe dort unten. An der hinteren Wand befand sich sogar ein natürliches Podest, das geradezu einlud, es als

Bett zu nutzen. Im Vergleich zu den sonstigen Nachtlagern war dies ein Hotelzimmer.

»Du willst hier bleiben?«, fragte Anshar hinter ihr. Sie ließ die Sachen fallen und wandte sich zu ihm um.

»Ich fände es wirklich angenehm, mit dir allein zu sein«, murmelte sie und streifte den Mantel von seinen Schultern. Wohlig knurrte er, aber er schob sie weg und sah sich prüfend um, hob hier und da einen Stein an, fand jedoch nichts als knöcheltiefen Sand. An der Wand entdeckte Grazia einen Felspalt. Sie zwängte sich hindurch und fand zu ihrem Entzücken eine weitere Kammer. Nadeln aus Sonnenlicht stachen durch die löchrige Wand. Eine Eidechse mit grünlich schillerndem Perlenrücken floh ins Licht. Der Boden, einen langen Schritt tiefer gelegen, war rund wie eine Schale; nur wenig Sand befand sich darin. »Anshar, das ist ja herrlich. Darin könnte man baden! Hier gehe ich nie mehr weg.«

Sie wollte hinabsteigen, aber er hielt sie mit strengem Griff zurück und schob sich an ihr vorbei. Auch hier untersuchte er jeden Winkel und spähte durch weitere Ritzen, die irgendwohin führten. »Nie mehr?«, fragte er amüsiert, als er wieder vor ihr stand.

»Ach, die Wüste ist so schrecklich. Seit vier Monaten sehe ich kaum mehr als Sand, Steine, Fels. Nach meiner Zeitrechnung sind es sogar fünf Monate, ich habe jeden Tag gezählt! Immer die gleiche Ödnis, die jeden Gedanken erstickt. Das Geschaukel auf den Sturhörnern und ihr Gestank.« Sie bohrte einen Finger in seine Brust, was ihn nicht beeindruckte. »Du stinkst. Ich stinke! Der Sand juckt, so dass ich mir die Haut aufkratze. Und dann dieses Viehzeug. Vorhin sah ich einen Käfer oder so etwas, der war *so* groß.« So weit sie konnte, spreizte sie Daumen und Mittelfinger. »Ich hasse die Wüste!«

»Oho, du bist ja plötzlich richtig wütend.«

Am liebsten hätte sie ihm einen Wasserschwall ins Gesicht

geschüttet, aber das würde er ja genießen. »Lach mich nicht aus! Ich weiß, dass ich für eine solche Reise nicht geschaffen bin. Ich kann's nicht ändern.«

»Lache ich denn? Alles, was du hier tust – hättest du geglaubt, dass du dazu imstande bist, als du noch behütet in deinem Elternhaus gehockt hast, ohne etwas von der Welt gesehen zu haben? Und dann ist es nicht einmal deine Welt, sondern eine fremde, durch die du dich tapfer schlägst. Selbst Ralaod hat ihre Mühe, und sie ist eine Wüstenfrau. Da darfst du ruhig ein bisschen jammern.«

»Ja, warum hat der Gott nicht Ralaod mit seiner Gabe bedacht? Es wäre so viel einfacher.«

»Nun ist's aber gut.« Sein Zeigefinger stand dicht vor ihren Augen. »Das infrage zu stellen, steht uns nicht zu, und das war auch nicht mehr gejamert, sondern genörgelt, *mein Fräulein*. Und jetzt still meinen Durst.«

Sie brummelte in sich hinein. Aus einer der Taschen fischte sie einen ledernen Becher und hielt ihn gefüllt vor seine Nase. Er schlug ihn beiseite.

»Doch nicht so, Feuerköpfchen. Küsst mich auf die Art, die ich so liebe.« Vor ihr ging er in die Knie, packte sie an den Hüften und zog sie dicht an sich heran. Natürlich, wie hatte sie es vergessen können? Sie neigte sich vor. In seinen Mundwinkeln klebten Sandkörnchen. Ihre Lippen berührten seine, öffneten sich und entließen einen kühlen Quell, der ihn säuberte, in seine Kehle übersprang und seinen Durst löschte. Es gefiel ihr, wie er gierig schluckte, und sie ließ das Wasser fließen, bis er den Kopf zurückwarf und aufkeuchte.

»Wie du das tust, werde ich nie begreifen. Und niemals mehr darauf verzichten wollen.«

Das musst du auch nicht, dachte sie und knetete seine Haare, dunkelbraun, im Nacken zu mehreren fingerdicken Zöpfen geflochten, die ihm weit bis auf den Rücken fielen,

jetzt aber halb aufgelöst und zerzaust waren. Ihre Finger strichen über seine stoppeligen Wangen, seine Ohren mitsamt dem Sklavenhaken, der ihn auf ewig zeichnete, auch wenn er dank der Gnade seines Königs Madyur-Meya kein Sklave mehr war. Das Wasser floss aus ihren Händen. Seine Lider schlossen sich. Die Rinnsale sprangen von seinen Lippen. Müde wirkte sein Gesicht, als erhoffe er, dass sie ihm die bleischwere Last abwusch, die der König auf ihn geladen hatte. Vor vielen Jahren war Anschars Mutter Siraia aus dem fernen Land Temenon gekommen, um die Hand zum Frieden zu reichen. Madyur hatte nur eine Sklavin in ihr gesehen und sie missachtet. Längst war sie tot, er vermochte den Fehler an ihr nicht mehr gutzumachen. Anschar musste es an seiner statt tun, er musste das unbekannte Land seiner Mutter finden und mit seiner Heimat Argad versöhnen. Wenn er scheiterte, so würde der Fluch der Trockenheit, den die Götter aus Bitternis über den ewigen Krieg der Menschen in die Welt gesandt hatten, nicht mehr aufzuhalten sein. Sie würde durch das Fehlen jeglichen Wassers im Tod enden.

Nein, Grazia konnte ihm das nicht von den Schultern waschen, und närrisch kam sie sich vor, weil sie sich stattdessen daran ergötzte, wie die Tropfen über die Linien seines Gesichts sickerten, über seinen Hals rannen und unter dem Hemd verschwanden. Ihn bei sich zu wissen und ihm diese Freude geben zu können, ließ sie auflachen. Ihr war danach, in die Knie zu gehen, um sich ewig von ihm halten zu lassen.

»Die Pflicht ruft«, murmelte sie widerwillig und drückte sich von ihm weg. »Ich muss Wasser machen.«

Beim Aufstehen fuhr er sich durch die Haare. »Nimm du ruhig dein Bad. Ich sage den Männern, dass sie den Rest unseres Vorrats aufbrauchen sollen.«

Er machte auf dem Fuß kehrt und war fort. Grazia widersprach ihm nicht; sie holte den Lederbeutel mit Seifenkraut

und Holzspänen zum Reinigen der Zähne aus ihrem Gepäck und stieg in die Nebenkammer hinab. Nach einem Blick ins Rund, ob auch wirklich keine Schlange hierin hauste, zog sie sich das Wüstengewand über den Kopf, knüllte es zusammen und fegte damit den Sand aus dem Becken. Dann stellte sie sich am Rand auf, atmete langsam und rief sich ein Bild in ihr Inneres: wie das Wasser emporsprudelte, das Sonnenlicht spiegelte, sich das Becken füllte. Kurz darauf gluckerte es zu ihren Füßen. Kristallklar war das Wasser, und so rein, dass es duftete.

Sie streckte eine Hand aus. Der vertraute kühle Luftzug fuhr über ihre Haut und entließ das Wasser aus einer unsichtbaren Quelle. Entzückt lauschte Grazia dem Tröpfeln, das in diesem Raum wie Gläserklirren klang. Sie streifte die Sandalen ab, stieg ins Becken, bis das Wasser ihre Knöchel umspülte, und hob die Hand. Rinnsale perlten über ihre geschlossenen Augen. Sooft sie Derartiges auch tat, erfüllte es sie doch immer wieder mit Staunen. Sie dachte an den Gott des Wassers, der sie umarmt und ihr mit einem Kuss die Gabe geschenkt hatte. *War denn meine Wahl falsch?* Grazia lächelte. Noch wusste sie nicht, warum seine Wahl auf sie gefallen war, aber in einem solchen Augenblick drängte es sie nicht nach einer Antwort. Auch wenn eine Berliner Gelehrtentochter woanders sein sollte als in einer unwirtlichen Wüste, die sich nicht in Deutsch-Ostafrika, ja, nicht einmal auf der Erde befand: so wie es war, war es richtig. Um das zu wissen, musste sie nur den Mann ansehen, den sie liebte.

Sie öffnete die Augen und erschrak. Er saß am Durchgang und hatte die Arme auf den Knien verschränkt. »Lass dich nicht stören«, sagte er.

»Weißt du, wonach ich mich manchmal sehne?«

»Nach vielem, vermute ich.«

»Nach einem Regenguss.«

»Du kannst dich jederzeit erfrischen.«

»Ja, das ist wahr. Und es ist unglaublich schön. Aber nicht dasselbe.« Ihr Gesicht in den Regen zu halten und dabei zu frösteln, wann würde sie das wieder erleben? Ein Gedicht von Brentano kam ihr in den Sinn.

»Wie der Regen tropft,
An die Scheiben klopft,
Jeder Strauch ist nass bezopft.

Wie der Regen springt!
In den Blättern singt
Eine Silberuhr.
Durch das Gras hinläuft,
Wie eine Schneckenspur,
Ein Streifen weiß beträuft.

Das stürmische Wasser schießt
In die Regentonne,
Dass die überfließt,
Und in breitem Schwall
Auf den Weg beküsst
Stürzt Fall um Fall.

Und der Regenriese,
Der Blauhimmelhasser,
Silbertropfenprasser,
Niesend fasst er in der Bäume Mähnen,
Lustvoll schnaubend in dem herrlich vielen Wasser ...«

Anschars gerunzelte Stirn ließ sie verstummen. Sicher hatte er kaum ein Wort verstanden. Sie entkleidete sich vollends. Es machte ihr nichts aus, es in seiner Gegenwart zu tun, aber

dass er es sich anscheinend nur deshalb auf seiner erhöhten Sitzposition gemütlich machte, um ihr dabei zuzusehen, fand sie denn doch befremdlich. Sie fragte sich, ob ihre Mutter sich dem Vater je nackt gezeigt hatte. Sicher nicht! Allein der Gedanke war so absonderlich, dass sie sich innerlich schüttelte. Um ihm zu zeigen, dass ihr sein Starren nicht passte, streifte sie das Unterkleid wieder über, hielt es an der Taille fest und hockte sich so rasch hin, dass das Wasser platschte.

»Würdest du mir bitte das Seifenkraut reichen?«, fragte sie, damit er etwas zu tun hatte, das ihn davon abhielt, ihr das Kleid mit seinen Blicken wieder herunterzureißen. Gemächlich ließ er sich ins Becken herab, löste die Bänder seines Wickelrocks und warf ihn ab. Auch das Hemd fiel auf das Kleiderbündel am Rand. Er kniete sich hin und rieb seinen Körper ein. Grazia konnte nicht anders, als gebannt seinen Bewegungen zu folgen, zuzusehen, wie seine Armmuskeln die schlangengleichen Linien seiner Tätowierung zum Leben erweckten. In ihrer Hand fanden sich ein paar Blätter; dass er sie ihr gegeben hatte, war ihr entgangen, so sehr bannte sie sein Anblick. Mit aller Willenskraft riss sie sich davon los. Sie zerrieb die Blätter und griff unter ihr Kleid.

»Jetzt zieh doch diesen Fetzen aus«, sagte er.

»Einer der Männer könnte hereinplatzen!«

»Dass sich einer von ihnen der Stelle nähert, an der du dich säuberst, hast du ihnen schon vor Monaten abgewöhnt. Und ich glaube, sie wissen ganz genau, was wir hier tun.«

Mit einem Mal schoss er hoch, warf die Haare in den Nacken und drückte das Wasser heraus. Was sie kaum in Gedanken zu benennen wagte, ragte von seinem Unterleib auf. Anshar durchschritt das Becken, dass das Wasser aufspritzte, und verschwand hinter ihr. Das Herz schlug ihr gegen die Rippen, und ohne recht zu wissen, weshalb, fühlte sie sich wie ein gefangenes Tier in der Grube.

»Anschar?«, hauchte sie. Hinter ihr geriet das Wasser in Aufruhr. Seine Hände legten sich um ihre Taille, so überraschend, dass sie leise aufschrie, und schoben sich unter ihr Kleid. Sie hörte ihn keuchen, und auch sie, kaum war der Schreck überwunden, atmete schwer. Doch als sie sich ihm zuwenden wollte, um ihn zu empfangen, ließ er es nicht zu. Sein Oberkörper presste sich gegen ihren Rücken und zwang sie nach vorn, bis ihre Hände gegen den Grund des Beckens stießen.

»Halt still«, sagte er – leise und so bestimmt, dass sie gehorchte. Nicht so, dachte sie, nicht auf diese Art. Um sie war nichts als Felsgestein, unter ihr das bewegte Wasser, kristallklar, darauf ihr tanzendes Gesicht. Ein Sandfaden wand sich auf dem Fels wie ein gründelnder Fisch. Ihr war, als sei sie fern von Anschar. Seine Unaussprechlichkeit begann ihre Scham zu teilen. Es tat nicht weh. Doch sie fühlte sich seltsam verlassen.

Nicht so! Sie sprang auf, von ihm fort. Das Wasser zerrte an ihrem Unterkleid. Sie krallte die Finger in den Fels und stieg so hastig hinauf, dass sie in die vordere Kammer stolperte und der Länge nach hinschlug. Als sich seine Hand um ihr Fußgelenk legte, rollte sie auf den Rücken und hob abwehrend die Arme. Sein Gesicht schwebte dicht über ihrem. Seine Hände umschlossen ihren Kopf.

»Ich habe dich erschreckt. Das hätte mir klar sein müssen.«

Nun war es anders. Wie es sein sollte. Aus seinen Haaren troff das Wasser, und aus seinen Augen rannen Tränen. Er wirkte so zerknirscht, dass sie lächeln musste. Was immer sie erschreckt hatte, war vergessen. Sie wischte eine Strähne hinter sein Ohr. »Du hast mir Angst gemacht.«

»Es tut mir leid. Aber du hast so verlockend ausgesehen, wie du da knietest.«

»Ich kann so etwas nicht. Wahrscheinlich findest du mich furchtbar prüde.«

Er wiegte den Kopf, so übertrieben, dass sie ihn anstieß und nun selbst beinahe lachen musste. »Das bist du«, meinte er schließlich. »Aber nicht furchtbar, denn dann würdest du dich mir überhaupt nicht hingeben. Ich weiß doch, dass sich in deiner Welt eine ehrbare Frau niemals ohne Eheschwur zu einem Mann legt. Im Übrigen hättest du dann nicht deine Hände auf meinem Hintern.«

Hatte sie das? Tatsächlich, unter ihren Fingern fühlte sie seine harten Gesäßbacken. Tastend glitt sein Mund über ihre Wange, und als er ihre Lippen traf, konnte sie nicht anders, als den gierigen Kuss zu erwidern. Mehr jedoch tat er nicht. Er hob einen sandverklebten Unterarm. »Fangen wir mit dem Waschen noch einmal von vorne an. Was hattest du da eigentlich gesagt?«

»Ein Gedicht über den Regen.« Wie sie ihn über sich sah, den Mund leicht geöffnet, das Gesicht so schön und so nah am Wasser gebaut, wie es nur bei einem Argaden möglich war, konnte sie nicht anders, als es zu beenden: »Und er lacht mit fröhlich weißen Zähnen und mit kugelrunden, nassen Freudentränen.«

2



Anschar entzündete am Lagerfeuer einen Span und hielt ihn an den Docht einer Tonlampe. Grazias kleinen Vorrat an Feuerhölzchen sparten sie auf, so gut es ging. Als er gefragt hatte, weshalb sie aus ihrer Welt keine der Lichtkugeln mitgebracht hatte, war sie in haltloses Gekicher aus-

gebrochen. Inzwischen wusste er, dass eine Lichtkugel so wenig aus sich allein heraus leuchtete wie diese Flamme. Trotzdem blieb alles, was Grazia erzählte oder ihm in ihren Papierbündeln zeigte, unfassbar. Menschen, die über weite Entfernungen miteinander sprechen konnten? Straßen, in denen jedes Haus größer als der Palast des Meya war? Er hatte sogar ein Bild gesehen, auf dem ein Schiff größer als ein Palast war. Ein Schiff! Und diese Frau, die all das kannte, geriet in Verzückung, wenn sie ein zerbrochenes Tongefäß fand, das irgendwelche Wüstenwanderer vor Jahrhunderten vergessen hatten. Auch jetzt, da sie den abschüssigen Weg vom Höhleneingang herabkam, blickte sie sich neugierig um. So ängstlich sie oft war, ihre Neugier ließ sich nicht bändigen.

»Sieh mal.« Ralaod eilte auf sie zu. »Die Höhle wurde früher als Rastplatz genutzt. Das lag in der Asche.«

»Eine Messerklinge! Sie muss alt sein, der Griff ist verrottet.« Wie einen Schatz drückte Grazia das Fundstück an sich, während sie zwischen den um das Feuer versammelten Wüstenmännern hindurchschritt. Einer der Männer neigte ehrerbietig vor ihr den Kopf und zeigte ihr eine blutende Schramme am Arm, die er sich irgendwann am Nachmittag zugezogen hatte. Zierlich ging sie vor ihm in die Hocke und hob eine Hand über der Wunde. Ihr Wasser wusch den Schmutz heraus. Er wagte nicht, Grazia anzusehen, und murmelte einen Dank; auch die anderen blickten unsicher drein, wenn sie so etwas tat.

Anschar hatte neben sich für sie ein paar Felle ausgebreitet; dort ließ sie sich nieder und hielt die Klinge ans Licht.

»Wenn wir je wieder zurückkehren, haben wir einen Beutel mit Geschenken des Herrschers von Temenon und säckeweise Zeug, das du unterwegs aufgesammelt hast«, spottete er.

»Aber es ist alt! Und es zeigt uns vielleicht, dass wir auf dem richtigen Weg sind.«

»Wieso?« Parrad rückte näher, um einen Blick auf diese bemerkenswerte Klinge zu werfen.

»Sie ist aus Bronze. In deinem Volk gibt es kaum jemanden, der etwas von Metallverarbeitung versteht, deshalb ist sie vermutlich nicht von Wüstenmännern vergessen worden. Es könnte natürlich Tauschware sein. Aber hier am stumpfen Ende sind Löcher, siehst du? Sie sind halbkreisförmig angeordnet. Ich glaube, dass Nieten darin waren; sie haben den Griff gehalten. Aber das ist nicht bezeichnend für Argad. Stimmt's, Anschar?«

Anschar nickte nur, über die Karte gebeugt, die er aus ihrem Futteral genommen hatte, um sie im Schein der Lampe zu begutachten.

»Und deshalb könnte er aus Temenon stammen«, fuhr sie fort. »Woher sonst? Vielleicht haben hier Leute gerastet, die vor langer Zeit ausgeschickt worden waren, Argad zu erreichen.«

Hier? Anschar hob den Kopf und betrachtete das Höhlengewölbe mit neuen Augen. So hoch wie zwei Männer war es, und um ein Vielfaches lang. Das Feuer verlor sich darin; sein Licht reichte kaum bis zu den Sturhörnern, die an einer Wand Seite an Seite kauerten und dösten. Auch hier gab es kleine Öffnungen in der Höhlendecke, die jetzt nichts als den nachtschwarzen Himmel zeigten, und schmale Seitenkammern. Er stellte sich vor, dass einstmals Siraia, seine Mutter und Gesandte Temenons, und Henon, ihr Gefolgsmann, hier gewesen waren. Vor sechsundzwanzig Jahren hatten sie als einzige Überlebende einer vielköpfigen Reisegruppe erfolgreich die Wüste durchquert, um Temenons Bitte um Frieden zu überbringen, damit der Fluch endlich ein Ende fand – und in Argad versklavt zu werden, wie jeder Mensch, der sich dem Hochland näherte. Niemand hatte ihnen zugehört, Siraia war gewaltsam geschwängert worden, und so tat der Fluch un-

aufhaltsam seine Wirkung. Vielleicht hatten sie genau dort gegessen, wo Grazia jetzt saß und die Klinge sorgsam neben sich auf das Fell legte.

»Wie kann sie das alles wissen?«, riss Parrad ihn aus seinen Gedanken. »Sie stammt ja nicht einmal von hier.«

Anschar hob die Schultern. »Dass du dir immer noch solche Fragen stellst? Sie weiß das, *weil* sie aus einer anderen Welt kommt.«

Grazia lächelte, und er genoss Parrads kaum verhohlene Bewunderung. Dann schüttelte er über sich selbst den Kopf und entfaltete das Papier. War es nicht völlig gleich, was ein Wüstenmann empfand? Aus einem Zeichenkästchen nahm er ein Stück Graphit und vervollständigte die Karte. Wann immer sie einen markanten Punkt erreicht hatten, tat er das und notierte dazu, wie viel Zeit sie von der letzten Wegmarke bis hierher benötigt hatten. Jenseits davon war das Papier leer, das tote Land begann. Man sagte, es berge nichts, nicht die kleinste brackige Quelle, nicht die dornigste Pflanze, nicht das geringste Insekt. Sie wussten nicht, wie weit Temenon noch entfernt war. Sie wussten nicht einmal, ob die Richtung stimmte. Die Klinge mochte ein wichtiger Hinweis sein, doch was fehlte, war ein Mensch, der ihnen bestätigte, dass sie auf dem richtigen Weg waren.

Er verstaute das Papier in einer ledernen Tasche. Darin lag auch das Geschenk des Meyas an Temenon, ein Wandteppich, wie er kostbarer nie gefertigt worden war. Auch das königliche Rollsiegel aus schwarzem Gestein war darin; es hatte ihnen mehrmals geholfen, lästige Sklavenjäger abzuschütteln. Mittlerweile hatten Ralaod und Oream getrocknete Graswurzelkugeln in Ziegenbälge gestopft und knieten nun vor Grazia, um sie mit Wasser auffüllen zu lassen. Die Beutel hängten sie an ein kupfernes Gestänge über dem Feuer. Auf einem flachen Stein breiteten sie die Beute des Tages aus:

zwei gehäutete und ausgenommene Echsen; ein Korb mit Früchten, schwarz und winzig wie Kieselsteinchen; ein Bündel Felsengraswurzeln. Dazu die getrockneten Fleischreste eines älteren Fanges. All dies zerrieben sie unter Steinen zu Brei, mischten es und formten Kugeln daraus. Anschar verzog das Gesicht, denn an die hauptsächlich aus Wurzelbrei bestehende Nahrung der Wüstenmenschen würde er sich nie gewöhnen. Die anderen hingegen umstanden das Feuer, stocherten im Beutel, damit die Kugeln aufquollen, und freuten sich sichtlich, ihre Mägen zu füllen. Auch Mehl hatten sie, und das daraus gebackene Fladenbrot war eine Kostbarkeit. Anschar brachte Grazia das größte, in Fett getränkte Stück.

Vorsichtig nahm Grazia es entgegen. »Immer kriege ich die besten Stücke, das ist mir peinlich.«

»Du bist von uns allen die Wichtigste, das weißt du.«

»Trotzdem. Ich will nicht ...«

»Iss!«

Sie blies darauf und biss hinein. Anschar ließ sich seitlich auf einen Ellbogen sinken und betrachtete das armselige Brotstück in seiner Hand. Die Vielfalt der mitgeführten Vorräte und Schlachttiere war längst wie ein weit zurückliegender und umso begehrtlicher Traum. Nahrhafte Felsengraswurzeln fanden sich häufig, aber das Glück der Jagd fiel sehr unterschiedlich aus. »Wir werden alle dürr in Temenon ankommen, wenn die Gegend weiterhin so kärglich bleibt. Wenn wir es denn finden.«

Bald hatten sie gegessen; die Männer gingen dazu über, sich die Zeit mit Geschichten und Liedern zu vertreiben und die mitgeführten Bronzemesser zu schärfen. Er bemerkte, wie Ralaod etwas Wurzelbrei mit einem ockerfarbenen Pflanzenpulver verrührte und in eine Schlangenhaut stopfte. Ein Stück davon band sie ab und löste es mit den Zähnen vom Rest der Haut. Das winzige Kügelchen hielt sie Grazia hin,

doch die rümpfte die Nase und schüttelte sich. Leise lachend drehte sich Ralaod weg, spreizte die Schenkel und machte sich an ihrem Unterleib zu schaffen. Tief errötet senkte Grazia den Kopf. Anshar lächelte in sich hinein. Die Argaden, seines Wissens auch die Wüstenmenschen, glaubten, dass der weiße Saft des Mannes das Leben schenkte. Die Frauen ihrer Welt jedoch, so hatte sie ihm stotternd versichert, konnten nur schwanger werden, wenn sie mit dem Mann vermählt waren. Ralaod wischte ihre Finger am zerschlissenen Gewand ab, winkte Oream zu sich und huschte mit ihm in irgendeine verborgene Ecke.

Grazia ließ sich einen glimmenden Span reichen und machte sich auf den Weg hinauf in ihre Schlafhöhle. Sie hatte ihn während dieser vier Monate nicht allzu oft an sich herangelassen, denn sie hasste es, dass jeder hören konnte, was er dann mit ihr tat. Und da er sich sagte, dass alle Männer, von Oream abgesehen, darben mussten, bedrängte er sie nicht. Wie jeder Sklave hatte er lernen müssen, enthaltsame Zeiten durchzustehen – umso kostbarer waren ihm diese Nächte, umso drängender jetzt der Wunsch, sich von Grazias Körper umhüllt zu wissen. Aber sie brauchte Zeit, sein übereilter Vorstoß hatte ihm dies wieder einmal gezeigt. Sie war wie eines der hauchdünnen, durchschimmernden Glasgefäße im Palast des Meya: Es zwang einen, behutsam zuzufassen, achtsam zu sein. Andernfalls zerbrach es.

Er folgte ihr. Sie hatte das sandfarbene Wüstengewand abgestreift. Am Eingang lehnte er sich an die Wand, um sie in Ruhe zu betrachten, ihren eng geschnürten Leib und das einstmalige weiße Kleid darunter. Sie entzündete eine Kerze und wedelte mit der anderen Hand, damit der Span erlosch. In einer Felsnische ließ sie Wachs niedertropfen und steckte die Kerze darauf. Dann schenkte sie ihm ein verlegenes Lächeln und lockerte das feuchte Haar. Mit den Fingern fuhr sie

hindurch, bis die rote Pracht ihren Oberkörper umwallte. Das Berückendste an ihr war zweifellos, dass ihr immer noch nicht bewusst war, welche Wirkung diese Geste in ihm hervorrief. Aus dem Kasten nahm sie eine Dose; die öffnete sie, steckte den kleinen Finger hinein und drückte sorgfältig wieder den Deckel darauf. Bedauernd betrachtete sie den weißen Klecks auf der Fingerspitze.

»Bald leer. Ich hätte sparsamer sein müssen.«

Sie verrieb die Salbe auf den Wangen, bis sie glänzten. Auch die Lippen schürzte sie und fuhr sich darüber. Ihm war genug des Wartens, er ging zu ihr und legte eine Hand auf ihre Hüfte. Mit der anderen nahm er die Dose an sich.

»Du hast mir nie erklärt, was *Kaloderma* heißt.«

»Das ist Griechisch. Da muss ich auch erst überlegen ... schön ... schöne Haut.«

Er wusste, dass es in ihrer Welt viele Sprachen gab, nicht nur eine, wie in dieser. Seine Sprache hatte Grazia mit Leichtigkeit gelernt, und sie beherrschte noch einige weitere, während es ihm unendliche Mühe bereitete, fremde Wörter zu lernen. »Schöne Haut«, wiederholte er, während er die Dose in den Fingern drehte. Immerhin, nun kannte er ein Wort in einer weiteren Sprache, auch wenn er dafür nie Verwendung haben würde. »Und weshalb steht das da?«

»Die Dose heißt so.«

»Ihr gebt euren Dosen Namen?«

Grazia kicherte und ließ sich auf das mit Decken und Fellen gepolsterte Podest fallen. »Anshar, du bist manchmal komisch. Ich vergesse immer wieder, wie anders ein Argade denkt. Sieh mal.« Sie streckte ihm einen Fuß entgegen. »Meine Sommersprossen sprießen hier in der Wüste wie verrückt. Sogar da.«

»Wie schrecklich.« Er setzte sich und ergriff den Fuß, als wolle er sich das genauer ansehen. Die Dose warf er irgend-

wohin. Seine Finger fuhren zwischen ihre Sohle und die Sandale und holten die Sandkörnchen heraus. Grazia quiekte, aber unbarmherzig hielt er sie fest. Ihr großer Zeh verschwand in seinem Mund. Aus den Augenwinkeln bemerkte er, wie sich ihre Lippen geöffnet hatten. Er kroch über sie und leckte ihr Fleckengesicht. Mittlerweile liebte er die Sonnenflecken. Gab es irgendetwas an ihr, das er nicht liebte?

»Du bist fröhlicher, seit du kein Sklave mehr bist«, murmelte sie. »Ich mag das so sehr.«

War er fröhlicher? Wenn man endgültig Willkür, Peitsche und den uringetränkten Becken der Papierwerkstätten entronnen war, sollte es leicht sein, selbst wenn jeder Tag dieser Reise, da ihr Ziel so unklar war, ihm mehr zur Last wurde als der vorige. »Sprich jetzt nicht davon«, raunte er in ihr Ohr.

»Ja, jetzt ... jetzt würde ich gerne ...«, wisperte sie und schlang nervös eine Strähne um ihren Finger. Ihre Lippen röteten sich, als sie verschämt an ihnen knabberte.

»Was denn?« Anbeißen wollte er diese Lippen, ihre Wangen, wie sie sich erhitzten, weil er sie zwang, es auszusprechen. Die ganze Frau wollte er essen, denn sie schmeckte nach Sonne, Unschuld, Trotz, *Schöner Haut*.

»Bitte! Du bist gemein.«

»Nicht schmollen, Feuerköpfchen. Sag es.«

»Nein.«

»Sag es.«

»Nein!«

Er lachte sie an. Ja, in ihrer Gegenwart war es so viel leichter zu lachen. Fremde Sprachen konnte sie, aber die einfachsten Dinge in den Mund zu nehmen, war für sie undenkbar. Ihr anschmiegsamer Körper war dafür umso beredter, und ihre Hände zupften an seinem Hemd, bis es aus dem Bund seines Wickelrocks heraus war und sie darunter schlüpfen konnten. Seine Bauchmuskeln zogen sich zusammen, als ihre Nägel,

längst nicht mehr so abgenagt wie früher, darüber strichen. Sie tat es in einer fordernden Weise, die für sie ungewöhnlich war, wenngleich schüchtern – und deshalb umso erregender. Seine Hände glitten über ihren Hals, schoben das Kettchen mit der silbernen Blume von Heria, seinem alten Sklavenzeichen, beiseite, wanderten über den Ansatz ihrer von dem Korsett angehobenen Brüste. Dass sie davon nicht lassen wollte, war eines jener Dinge, die er an ihr wohl nie begreifen würde. Er öffnete es, wie den Deckel eines Kastens, der eine Kostbarkeit enthielt. Durch das Unterkleid drückten sich ihre Brustspitzen. Er konnte nachempfinden, warum die preußischen Männer ihre Frauen in viele Stoffschichten zwängten. Wenn sie denn fielen, wirkte das, was zum Vorschein kam, umso nachhaltiger. Diese kleinen Brüste, wie sie sich hoben und senkten, zwangen ihn dazu, sich niederzubeugen und sie mitsamt dem Stoff zwischen die Zähne zu nehmen und ihrer Besitzerin die Laute eines balzenden Vogelweibes zu entlocken. Zögerlich befangerte Grazia seine Schenkel, glitt suchend unter seinen Rock. Aber er wusste schon, dass sie nicht mutig genug sein würde, ihn dort anzufassen, und er enthielt sich eines Schmunzelns, als sie die Hände zurückzog.

»Grazia.« Er streckte sich neben ihr aus und schob einen Arm unter ihren Nacken. »Mir will der Gedanke, dich hier verlieren zu können, nicht aus dem Kopf. Du bist ein Wunder. So etwas ist unberechenbar und nicht zu halten, und überhaupt ist das Leben viel zu widrig.«

»Das Wasser ist ein Wunder. Aber ich doch nicht.«

»Auch du.« Er hob ihren Kopf, um sie zu küssen. Seine andere Hand kämpfte mit ihrem Kleid und schlüpfte in den Spalt ihres Unterzeugs. Kurz hielt er inne, um sicher zu sein, dass es ihr gefiel. Aber die Nässe, in die seine Finger eintauchten, verriet sie. Er hob sich auf die Knie, um das einengende Kleidungsstück von ihrer Hüfte zu streifen, aber

mit einem Mal bemächtigte ihn das Verlangen so sehr, dass er nicht länger warten konnte. Er sank nieder, spreizte ihre Beine und glitt in sie. Ihr Gesicht war seinem so nah, dass er ihren warmen Atem einsog. Schweißperlen standen auf ihrer Oberlippe. Ihr Mund, aufgeworfen und voll, berührte zitternd den seinen. Ihre Augen waren weit geöffnet, aber nicht vor Furcht. Langsam hob er den Unterleib und ließ ihn wieder sinken. Ein Wimmern entglitt ihr, und ihre Augen wurden schmal. Es gefiel ihr. So weit es möglich war, entblößte er ihr Gesäß und liebte es. Ihn beschlich das Gefühl, nicht mehr viel Zeit zu haben. Da war etwas, das ihn drängte, ihn gemahnte, dass das Leben widrig war – ein Geräusch? Ein dumpfes, anschwellendes Brausen. Er hörte die Sturzhörner in der Tiefe stampfen und schnauben. Dann war es still, doch diese Stille ließ ihm die Haare zu Berge stehen.

Das Brausen kehrte zurück. Schwoll zu einem Donnern an. Seine Ohren wollten bersten. Grazia schrie. Mit einem Knall zerbarst die Felswand und stürzte auf ihn nieder.

Für einen langen Augenblick vermochte er nicht zu atmen. Er griff über sich, erspürte den Fels. Die Wand war dünn gewesen, aber welche Macht hatte sie zu Fall bringen können? Seine Finger fuhren über eine bröckelnde Kante. Dann kehrten alle seine Sinne zurück. Er presste das Gesicht auf Grazias und schirmte ihren Kopf mit den Händen ab. Wie spitze Pfeile drang der lebendig gewordene Sand auf ihn ein, schlug gegen seine Haut und beschwerte die Felsplatte, so dass jeder Atemzug eine schwer zu bewältigende Anstrengung war. »Grazia ...«, keuchte er. »Grazia!«

Sie lebte; er konnte unter den Fingern spüren, wie sie die Augen zusammengepresst hatte und vor Entsetzen zitterte. Sehen konnte er nichts, denn das Licht war erloschen. Es drängte ihn danach, die Hände von Grazias Gesicht zu nehmen, um sich abzustützen, damit der Fels ihn nicht mit sei-

nem Gewicht erstickte. Mit aller Kraft wölbte er den Rücken, doch er bekam das Ding nicht herunter.

»Grazia«, presste er zwischen den vor Anstrengung zusammengepressten Zähnen hervor. »Du ... musst ... hier weg.«

Sie konnte ihn nicht hören, er hörte sich selbst kaum; das Tosen des Sturms riss ihre Schreie mit sich. Sie hustete und verspritzte in ihrer Not Wasser, was nichts half. Geh, dachte er, geh! Endlich zwängte sie sich unter ihm hervor und wankte fort, gepeitscht von stürmischem Sand. Er glaubte zu erkennen, wie sie auf alle viere sackte. Inar und alle Götter, dachte er, helft ihr!

Sich selbst glaubte er verloren. Er hatte die Hände gegen das Podest gestemmt, um wenigstens noch atmen zu können. Seine Schultermuskeln fühlten sich an, als seien sie selbst zu Felsgestein geworden. Seine Bemühungen, unter der Platte hervorzukommen, waren sinnlos. Ihm schwanden die Kräfte. Hart prallte ein Stück der Wand gegen seinen Schädel, und die Dunkelheit wurde zu Schwärze.

In seinem Kopf dröhnte und toste der Sturm. Die metallschweren Lider zu öffnen, war ihm fast unmöglich. Er zwang sich dazu, denn er erkannte, dass das Dröhnen nur noch eine Erinnerung war. Er hob den Kopf und lauschte. Der Wind heulte noch, jedoch gedämpft. Wasser tröpfelte. Grazia? Mit einem gewaltigen Schrei warf er sich hoch und erkannte, dass er in der großen Höhle war. Als er auf den Knien herumfuhr, sah er die Ursache jenes vertrauten Geräusches: Parrad hatte einen Lappen in eine Wasserschale getaucht und drückte ihn aus. Das Wasser war sandig und blutig.

»Beruhige dich«, sagte Parrad. »Dir ist nichts passiert. Du hast nur einen aufgeschürften Rücken und am Kopf etwas abbekommen.«

Anschar ertastete einen Verband, der um seine Stirn ge-



Sabine Wassermann

Die eiserne Welt

Roman

ORIGINALAUSGABE

Paperback, Broschur, 656 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-453-52340-1

Heyne

Erscheinungstermin: Mai 2009

Eine große Liebesgeschichte in einer magischen Welt

Auf der Suche nach der Frau, die mit ihrer Gabe sein Land vor dem Untergang bewahren kann, verschlägt es den Krieger Anshar in das Berlin des Jahres 1895. Es ist eine Stadt im Wandel, inmitten umwälzender Veränderungen und voller Gefahr für einen Besucher aus einer anderen Welt. Als Anshar auf die temperamentvolle Grazia stößt, beginnt für beide das Abenteuer ihres Lebens ...

Unnachahmlich verwebt Sabine Wassermann die faszinierende Atmosphäre des 19. Jahrhunderts mit dem Zauber fantastischer Welten.